

NOCH FÜNF TAGE

THRILLER

HELENA
FALKE

SÜHRKAMP

Lis Castrop ist eine Weltklasseköchin. Nach Jahren in einem Londoner Gourmettempel lockt sie ein Traumangebot: Die Milliardärsfamilie Harman engagiert sie und ihre Tochter Cosima exklusiv für ihren prunkvollen Sitz in Davos. Doch in der Silvesternacht wird aus dem Festmahl ein Albtraum: Das Ehepaar Harman und seine beiden Kinder fallen beim Dinner einem Giftanschlag zum Opfer. Lis ist die einzige Zeugin – und sie ist gleichzeitig eines der Opfer: noch am Leben, aber vergiftet. Sie hat eine kleinere Dosis Gift erwischt, und ihr bleiben fünf Tage bis zum sicheren Tod. Verzweifelt versucht Lis, Zeit mit Cosima zu gewinnen. Um ihre Tochter zu schützen, muss sie jedoch den Mordfall lösen – während das Gift in ihrem Blut tickt.

Vom Krankenhausbett in der Luxusklinik in Davos aus kämpft sie um ihr Leben, unterstützt von einer unerwarteten Verbündeten: der Palliativschwester Esme. Immer deutlicher drängt sich bald eine Frage auf: War Lis nur Kollateralschaden eines mörderischen Plans – oder ist sie tiefer in die Intrigen der Superreichen verstrickt, als sie ahnt?

Helena Falke ist das Pseudonym einer mehrfach ausgezeichneten deutschsprachigen Autorin. Sie hat Literatur studiert, danach war sie in der Medienbranche tätig. Mit ihrer Familie lebt sie in der Nähe des Dreiländerecks, an dem Frankreich, Deutschland und die Schweiz zusammentreffen.

Helena Falke

NOCH FÜNF TAGE

Thriller

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Erste Auflage 2026
suhrkamp taschenbuch 5538
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: © Stefanie Naumann,
unter Verwendung von Adobe Firefly, lux und Freepik KI

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47538-6

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

TAG 1

04:38 Ich hatte schon immer Interesse am Sterben. Nicht am Tod. Am Sterben. Dieser Moment zwischen der tödlichen Verletzung und dem Verlassen der Welt, der seltsame Prozess des Ausblutens, wenn die verbleibende Zeit in Millilitern verrinnt, nicht mehr in Sekunden. Egal, wie schnell dein Tod eintritt – da ist eine Lücke zwischen Ursache und Wirkung. Herz und Hirn geben selten gleichzeitig auf. Und ich habe mich oft gefragt, was dieses Dazwischen mit dir macht. Weißt du, was auf dich zukommt? Und wie gehst du damit um? Ja, ich war schon immer am Sterben interessiert. Also am Thema. Wie die meisten Menschen war ich nie sonderlich darauf aus, selbst zu sterben. Und trotzdem liege ich nun hier auf meiner Trage und tue genau das.

Als die Wucht dessen, dass ich bald nicht mehr hier sein werde, zu mir durchsickert, ist da nur noch Angst. Nicht die Art von komfortabler Angst, die du hast, wenn du weißt, dass du noch eine Weile am Leben sein wirst, dass du Dinge wiedergutmachen oder es zumindest versuchen kannst. Nein, jegliche Möglichkeit fehlt und das ist der blanke Horror. Zu früh, sage ich mir, es ist zu früh. So viel zu tun, immer noch. Der blonde Mann und die nur minimal weniger blonde Frau, die mit mir im Krankenwagen fahren, sind der gleichen Meinung.

»Wie alt ist sie?«

»Fünfundvierzig.«

»Das ist bitter.«

»Ja. Bitter.«

Sie glauben, ich bin bewusstlos. Ich spiele mit, damit ich mich auf meine Gedanken konzentrieren kann. Der Grund dafür, dass ich schon immer vom Sterben besessen war, ist wahrscheinlich der: Ich bin ziemlich gut im Töten. Es ist nur natürlich, dass man wissen will, was die Kreatur mitmacht, deren Hals man gerade durchgeschnitten hat. Als ich in London noch unter Quirin Taylor arbeitete, *dem* Quirin Taylor, bot ich oft

meine Hilfe an, wenn Kolleginnen und Kollegen sich zierten, Lebendzutaten in der Küche zu töten. Als Souschefin gehörte das nicht zu meinen Aufgaben, aber ein Leben zu nehmen, irritiert die meisten Menschen, und irritierte Menschen machen Fehler. Es gibt kaum etwas Schlimmeres als schluderiges Töten, kaum etwas Schlimmeres, als sich zu fragen, ob der Hummer, der im Ofen gart, vielleicht, ganz vielleicht noch am Leben ist. Nicht falsch verstehen, ich empfinde auch keine Freude dabei, das zentrale Nervensystem eines Krestiers zu kappen, aber wenn ich es tue, kann ich mir wenigstens sicher sein, dass es richtig gemacht wird.

Tragisch eigentlich, dass genau das, was den Hummer dort draußen in der Wildnis schützt, sein undurchdringbarer Panzer, ihm zum Verhängnis wird, sobald er in diese andere Wildnis kommt, die menschengemachte, wo die Regeln willkürlich sind und für Meeresgetier keinen Sinn ergeben. Ein bisschen wie das, was den Menschen in der wilden Welt des Sterbens passiert. Die Panzerplatten, die du um dich geschichtet hast, um Schicksalsschläge abzufedern, deine Beziehungen, die ganzen Dinge, die du angehäuft hast, die Ich-liebe-dichs und die Ich-hasse-dichs, die du nie ausgesprochen hast, dieses eine Kleid, das du nie getragen hast, weil du auf den besonderen Anlass gewartet hast, von dem du jetzt weißt, dass er nie kommen wird, das alles hält dich davon ab, weiterzumachen. Mit was? Mit dem Sterben. Mein Verhängnis, die Sache, die das Sterben noch unerträglicher macht, als es ohnehin schon ist, ist meine Tochter Cosima. Ich werde sie allein lassen. Sie ist zwölf und ich werde sie allein lassen. Ich zwinge mich, wieder an die Tiere zu denken, weil ich deren Leid leichter ertragen kann als Cosimas Leid. Leichter als meines.

Von allen Lebewesen, die wir essen, bedauere ich Krustentiere am meisten. Es gibt einfach keinen Weg, sie umzubringen, der nicht grausam ist. Vielleicht mag ich deswegen keine

Meeresfrüchte. Mein Lieblingsessen ist Quirins Höhlenhonig-Hühnchen. Ich würde alles dafür geben, den Geschmack noch einmal zu spüren. Wird aber nicht geschehen. Das Huhn muss eine Woche marinieren und die geben mir noch fünf Tage, zumindest die Blondinen.

»Wie viele Tage?«

»Höchstens fünf.«

»Das ist bitter.«

»Ja. Das ist bitter.«

Sobald das Sterben persönlich wird, muss ich mir eingestehen, ist es überhaupt nicht mehr interessant, dann ist es so richtig scheiße. Und nichts ist persönlicher, als wenn du diejenige bist, die stirbt.

Ich muss mich bewegt haben.

»Oh, sie ist wach.«

»Ich gebe ihr was. Sie braucht Ruhe.«

Ja? Das ist bit...

08:08

Null ... acht ... null ... acht ... Als eine der Achten zu einer Neun wird, verstehe ich, dass ich wieder wach bin. Ich brauche eine weitere Minute – es ist jetzt 08:10 –, bis ich realisiere, dass die roten Ziffern die Zeit anzeigen. Eine digitale Uhr, oldschool, hängt an der Wand vor mir. Sonst weißgekalkte Sterilität. Das eine Fenster, das den Raum atmen lässt, tut das nur theoretisch: Die Schweizer Berge draußen werden von einem stahlwollgrauen Januarhimmel erstickt. Aber die Uhr ist lebendig. Die beiden Pünktchen zwischen Stunden und Minuten pumpen wie grimmige Herzen. Dabei zuzuschauen, wie sie verschwinden, wieder auftauchen, Sekunde für Sekunde, lässt mich wegdriften. Ich bin am Einschlafen, als es viermal klopft. Jemand öffnet die Tür. Eine Krankenschwester betritt den Raum.

»Gut. Sie sind wach.« Sie untersucht meinen Körper. Auch wenn sie vorsichtig ist ... es tut weh, wo sie mich berührt. »Ich bin Esmeralda. Sie können mich Esme nennen.«

Selbst unter der Maske kann ich Esmes samtiges Lächeln erahnen, es erreicht die Augen, es beruhigt mich. Aber dann erinnere ich mich an einen anderen Namen, den einzigen, der zählt.

»Cosima?« Meine Stimme bricht.

»Ihre Tochter ist draußen. Mit Ihrem Mann.«

»Ex!« Dieses Mal bricht meine Stimme nicht. Sie ist laut.

»Ich gebe Ihrer Familie Bescheid, dass Sie wach sind und Besuch empfangen können. Aber zuerst muss ich diese Untersuchung zu Ende bringen.«

Ich nicke, lenke mich von den Druckschmerzen ab, indem ich an den Fingern, die sie mir zufügen, dunkle Punkte zähle. Nagellacksplitter sind unter den Handschuhen auszumachen. Schnell sind sie ausgezählt – sechs, überwiegend am rechten Daumen – und ich konzentriere mich wieder auf die anderen Zahlen im Raum. Als die Uhr auf 08:15 springt, werde ich ungeduldig. Was soll das Ganze? Ich werde das hier sowieso nicht

überleben – der Arzt, der mich untersucht hat, bevor ich in den Krankenwagen geschoben wurde, hat das klargemacht. Esme verschwendet Zeit, *meine* Zeit, die ich mit meiner Tochter verbringen könnte.

»Cosima!«, verlange ich um 08:16.

»Fast fertig.« Esme fährt fort, mit meinem Körper zu arbeiten, als ob der eine Zukunft hätte. Ich will das nicht.

»Stopp! Stopp!!!«

Esme nimmt ihre Hände von mir. »Bitte beruhigen Sie sich. Es ist gleich vorbei.«

»Lassen Sie mich, verdammt nochmal. Ich will meine Tochter sehen!«

»Bitte nicht in diesem Tonfall! Ich mache nur meinen Job.«

Esme legt mir ihre Hand auf den Arm, ich will sie wegschieben, sie versucht, mich daran zu hindern. Das ist der Moment, in dem ich sie beiße, ganz das in die Ecke gedrängte, verwundete Biest, das ich jetzt bin. Wir sehen uns an, beide überrascht, als die Tür erneut aufgeht. Cosima ist es nicht. Zwei Männer kommen herein. Ich lasse Esmes Hand los und sie versteckt sie hinter dem Rücken.

»Schmidt«, sagt einer der Besucher, »Kommissar Tschugg«, der andere.

Obwohl sie unterschiedlich groß und breit sind, Schmidt dunkelhaarig ist, Tschugg glatzköpfig, sehen sich die Polizisten ähnlich. Artgenossen, die Eidgenossen.

Es wird das erste Mal sein, dass sie ein Mordopfer befragen können. Ich bin die einzige Zeugin. Gleichzeitig bin ich ein Opfer des Verbrechens, das es aufzuklären gilt. Wie die Familie, für die ich arbeitete. Wie die Harmans.

»Frau Liselotte Castrop?«, liest Tschugg von einem Zettel ab.

Ich nicke, bin froh, dass die beiden Polizisten hier sind. So muss ich mich nicht weiter mit Esme auseinandersetzen. Ihre Hände sind immer noch hinter dem Rücken verschränkt. Ich

drücke die aufkeimende Scham zur Seite; damit kann ich mich später befassen.

Tschugg lässt den Zettel in der einen Manteltasche verschwinden und kramt aus der anderen ein Notizbuch hervor, an dem ein Kugelschreiber klemmt. Werbegeschenk. *Always work together, never* ist auf Neonplastik gedruckt. Das letzte Wort fehlt.

»Wir müssen Ihnen ein paar Fragen stellen. Zum Mord an der Familie Harman.«

Aber ich bin mehr an Tschuggs Antworten interessiert als an seinen Fragen.

»Die Kinder?«

»Tot.« Tschuggs Stimme ist lauwarm, seine Augen geschlossen. »Die ganze Familie. Keiner hat überlebt.«

Ich wusste das. Wenn du so oft zugesehen hast, wie das Leben aus einem Wesen weicht, weißt du das. Trotzdem ... ausgesprochen, schrumpft und dehnt es meinen Magen und die Spannung zwischen den beiden Bewegungen ist unerträglich. Tschugg aber gibt mir keine Zeit, um die Menschen zu trauern, mit denen ich die letzten sieben Jahre verbracht habe.

»Alle sind tot«, wiederholt er, falls es beim ersten Mal nicht brutal genug war. »Alle außer Ihnen. Können Sie uns das erklären?«

»Wie meinen Sie das?«

Tschuggs Stift kratzt beim Schreiben, unangenehm. Und überhaupt: Was schreibt er da auf?

»Ich bin Kollateralschaden«, diktiere ich ihm, falls er das tatsächlich noch nicht verstanden hat.

Ich bin Beifang, ein Meerestier, das nicht gefangen werden sollte und trotzdem ins Netz ging. In der Fischerei wird Beifang als Abfall angesehen und größtenteils über Bord geworfen. Viele Tiere überleben das nicht, so wie ich es auch nicht überleben werde. Deswegen nahm Quirin seinen Fischern stets

auch den Beifang ab. Quirins *By-Catch Broth*, eine doppelte Fisch-Consommé mit Safran, die er daraus herstellte, war einer der größten Coups seiner Karriere.

»Der Täter hat den Harmans Gift verabreicht«, sage ich.
»Wie und wann, weiß ich nicht. Die ersten Symptome zeigten sich beim Abendessen und ich habe sofort einen Krankenwagen gerufen. Während wir warteten, habe ich nach den Kindern gesehen. Irgendwie muss ich dabei etwas von dem Gift abbekommen haben. Vielleicht war es an ihren Kleidern, vielleicht in dem Schweiß auf ihrer Haut. Das alles habe ich bereits Ihren Kollegen vor Ort zu Protokoll gegeben, die von den Notärzten gerufen worden waren.«

Tschugg hebt eine Augenbraue, Schmidt scheitert beim Versuch. Dann zeigt Tschugg mit dem Kugelschreiber auf mich.

»Vielleicht sind Sie wirklich Kollateralschaden ...«

»... oder Sie wollten, dass es danach aussieht.« Schmidts Ton ist eifrig, so als wolle er sein Augenbrauenbeweglichkeits-Manko ausgleichen.

»Das ist nicht Ihr Ernst! Warum sollte ich mich denn selbst vergiften?«

»Damit niemand Verdacht schöpft. Opfer *und* Täterin zu sein, schließt sich gemeinhin aus.« Tschugg trägt keine Brille, trotzdem sieht er mich über einen Rand hinweg an.

»Täterin? Die Leute, die ermordet wurden, waren meine Arbeitgeber!«

Wieder hebt Tschugg eine Augenbraue. Schmidt versucht es gar nicht erst. Stattdessen sagt er:

»Das Polonium-210 wurde in dem Essen gefunden, das Sie zubereitet haben.«

»Was?« Zu so etwas Ähnlichem wie Schreien bin ich anscheinend noch fähig.

Sofort sehe ich das Menü vor mir, das ich am gestrigen Silvesterabend zubereitet habe, als wollten sich die erlesenen

Speisen gegen das wehren, was jemand mit dem gewöhnlichen Namen Schmidt ihnen unterstellt: Blumenkohl-Hummus mit Alba-Trüffeln, dazu Blaumohn-Maniok-Fladen und Brunnenkressesalat, Süßkartoffelglasnudeln mit fermentiertem Nero di Toscana in sojafreier Sesam-Miso-Brühe, wahlweise Balik-Lachs oder marinierter Hanftofu, jeweils geräuchert, mit Hirse-Risotto und einem Schaum aus Igelstachelbartpilzen, lauwarme Torta Caprese mit ungesüßtem Yuzu-Semifreddo, Jersey-Rohmilch-Käse und geschlagene Butter vom Fürstenhof im Salzburger Land mit Crackern aus goldenen Leinsamen sowie Zwetschgen-Zimt-Chutney. Zu den Bildern meiner Kreationen kommt ihr Duft, Kerzenlicht bricht sich in Gläsern von Helle Mardahl. Ich habe sie für diesen Anlass ausgewählt, der groß für mich hätte sein sollen, bin wieder dort, im Saal des Harman-Chalets, spüre jedes Mal das Feuer im Kamin, wenn ich mit einem weiteren Gang vorbeigehe, den ich selbst serviere, weil alle anderen frei haben. Aber mit der Hitze auf der Haut kommt eine andere, eine im Bauch, Gefühle, die meine Freude über das perfekte Menü verdrängen, weil sie wissen, dass der Abend schon ruiniert war, bevor die Harmans sich elend fühlten, zumindest für mich.

»Das radioaktive Gift war in dem Essen, das Sie gekocht haben.« Mit Tschuggs Worten rutscht der Silvesterabend wieder in die Vergangenheit. »Und wir glauben, dass Sie, Frau Castrop, diesen Weg gewählt haben könnten, um die Harmans loszuwerden, weil Sie dann genau so argumentieren können, wie Sie es jetzt tun: dass es zu offensichtlich ist. Vor allem, weil Sie selbst von dem vergifteten Gericht probiert haben.«

»Was ich sicherlich nicht getan hätte, wenn ich gewusst hätte, dass da Gift drin ist.« Ich kann immer noch nicht glauben, was mir vorgeworfen wird. Ist das deren Verhörtaktik: *bad cop, bad cop*?

»Vielleicht ein Versehen?« Tschugg steckt sein Notizbuch

weg, als müsste er nichts mehr festhalten, nichts von dem, was ich ihm sage. Er hat sich seine Meinung schon gebildet.

»Sie haben sich verrechnet und ein bisschen zu viel davon erwischt.« Schmidt zuckt mit den Schultern.

»Glauben Sie nicht, dass ich bei den Mengenangaben besonders sorgfältig vorgehen würde, wenn mein Leben davon abhinge?«

»Sie gehören zum Küchenpersonal, oder?« Jetzt, wo es unter die Gürtellinie geht, übernimmt Tschugg wieder. Seine Stimme klingt so kratzig, als spräche der Stift.

»Ich bin eine Sterneköchin!« Das ist eine Lüge. Ich habe für einen Sternekoch gearbeitet, aber Tschuggs Haltung muss man mit Autorität begegnen, und nachdem ich gerade keine eigene habe, leihe ich mir die von Quirin. Ich versuche mich aufzurichten, stütze mich auf die Kissen. Ganz hoch komme ich nicht. Ich recke mein Kinn nach oben. »In meiner Branche kann ein vergessenes Kreuzkümmelkörnchen den Unterschied zwischen einem weiteren Stern und einem vernichtenden Artikel in der *Times* ausmachen und dann ist die Karriere beendet.«

»Wie auch immer. Dass Sie kochen können, qualifiziert Sie nicht dafür, mit nuklearen Substanzen umzugehen.« Insgeheim stimme ich Tschugg zu, aber mein Kinn bleibt oben. »Und falls Sie mit jemandem zusammengearbeitet haben, gibt es noch eine andere Möglichkeit: Sie wussten gar nicht, mit was für einem Gift Sie es zu tun hatten. Vielleicht wollte der zweite Mörder seine Mitwisserin – Sie – mundtot machen. Das würde allerdings nichts daran ändern, dass Sie sich der Beihilfe zum Mord schuldig gemacht hätten.«

Ich sinke zurück in die Kissen, schlucke und schlucke und der Pfropfen im Hals geht trotzdem nicht runter. Ich merke, wie Tränen über meine Wangen rinnen, mehr aus Wut als aus Verzweiflung.

»Okay, das reicht!« Ich hatte fast vergessen, dass Esme noch

hier ist. Die Hände hat sie in die Hüfte gestemmt. »Meine Patientin braucht Ruhe. Sie sollten jetzt gehen.«

»Ich glaube nicht, dass Sie hier die Entscheidungen treffen, meine Gute.« Schmidt zuckt zusammen, als ob Tschugg das Gift in seine Richtung gespritzt hätte.

»Ich bin nicht Ihre Gute. Frau Castrop steht unter meiner Aufsicht und Sie setzen sie unter Stress. Das ist schlecht für Frau Castrops ... Wohlergehen.«

Esme sagt nicht »Genesung«, nicht einmal »Gesundheit«, und obwohl ich auch das wusste, nimmt es mir einen Moment lang den Atem. *Ha! Vorschau!* Ich grunze. Tschugg interpretiert das nicht als hilflosen Versuch, dieser irrsinnigen Situation Sinn zu geben, sondern als Widerborstigkeit.

»Ihr Vorgesetzter wird nicht gern hören, dass Sie nicht kooperieren.« Ich bin mir nicht sicher, ob Tschugg mit mir spricht oder mit Esme oder mit uns beiden und wer denn eigentlich mein neuer Vorgesetzter ist, jetzt wo die Harmans tot sind und bald auch ich. Der Teufel? Gott?

»Gewiss«, ist Esmes Antwort und ich bin froh, dass mir damit eine erspart bleibt. »Ich arbeite seit zwei Jahrzehnten in diesem Krankenhaus. Doktor Andersen kam vor eineinhalb Jahren dazu. Sie verlässt sich auf meine Erfahrung, mein Insiderwissen, meine Kontakte. Dringende Untersuchungsergebnisse bekommt sie in der Hälfte der Zeit, weil ich Rosi vom Labor die letzten dreizehn Jahre eine Weihnachtskarte und eine Schachtel der Earl-Grey-Pralinen geschenkt habe, die sie so mag. Andersen wird nicht begeistert sein, wenn ich ihr erzähle, dass Sie ihrer rechten Hand – das wäre dann ich – und damit Doktor Andersen selbst keinen Respekt entgegenbringen.«

Schmidt und Tschugg starren Esme an. Ich auch. Esme starrt zurück, dann sagt sie:

»Sie kommen noch einmal her, wenn Frau Castrops Tochter hier war.«

»Sie hat eine Tochter?«, fragt Tschugg.

»Ja«, antworten Esme und ich gleichzeitig.

»Gut zu wissen.« Damit verlässt Tschugg den Raum.

Schmidt tritt hinterher, lächelnd und nickend, beides vage in unsere Richtung – ein Kompromiss zwischen dem Wunsch, seinen Vorgesetzten nicht mit einem Abschiedsgruß an uns zu verärgern, und dem Versuch, hinter dessen Rücken trotzdem ein anständiger Mensch zu bleiben. Wenigstens ein bisschen *good cop*.

Mit jeder Sekunde – denn Sekunden sind jetzt meine Tage –, in der Schmidt und Tschugg nicht mehr im Raum sind, verblasst ihr Auftritt. So schockierend er war, im Großen und Ganzen ist es bedeutungslos, was sie denken. Ihre Ermittlungen werden die Wahrheit schon zutage fördern, vielleicht erlebe ich das noch, vielleicht nicht. Man sollte meinen, dass mir daran liegt, an der Aufklärung mitzuarbeiten, aber ich sehe die Schuld für meine Situation nicht beim Mörder, sondern bei den Harmans, in meiner Nähe zu ihnen. Außerdem würde es meine Lage nicht verbessern, wenn sie den Mörder ... die Mörderin ... fassen, und vor allem nicht die Lage von Cosima. Nur ihre Zukunft zählt. Ich beschließe, keinen Gedanken mehr an die Ermittlungen zu verschwenden, bin froh, dass die Polizisten weg sind. Und das ist Esmes Verdienst.

»Danke!«

»Keine Ursache, ich hätte das für jeden getan, den ich betreue.«

Sie fährt mit meiner Untersuchung fort, und dieses Mal lasse ich es stumm über mich ergehen. Als Esme fertig ist, sage ich: »Sie lassen sich von niemandem blöd anmachen. Nicht von mir. Nicht von denen.«

»Nun, ich habe es satt, ignoriert zu werden.« Dem Satz folgt Schweigen und eine Minute lang fürchte ich, dass ich zu weit gegangen bin und Esme wieder beleidigt habe, aber um 08:41

redet sie weiter. »Ich habe es satt, unsichtbar zu sein. Ich habe es satt, hintergangen zu werden. Von dieser ganzen verdammten Welt.« Esme atmet so lange aus, dass ich mich frage, woher die Luft kommt, die sie *dieser ganzen verdammten Welt* entgegenbläst.

»Um ehrlich zu sein: Ich hatte einen furchtbaren Morgen«, presst Esme noch hervor, bevor sie wieder einatmet.

»Um ebenfalls ehrlich zu sein: Hatte auch schon bessere.«
Esme kichert, ich nicht.

»Wissen Sie, warum ich Sie vorhin trotz Ihres Zustands zu rechtgewiesen habe?«, fragt Esme.

»Weil Sie es nicht nur satt haben, unsichtbar zu sein, ignoriert und hintergangen zu werden, sondern auch, Fälle wie mich zu betreuen?«

»Nein. Weil es respektlos wäre, Sie nicht zurechtzuweisen.«

»Wenn Sie es einfach hingenommen hätten, würden Sie sich selbst nicht respektieren?«

»Ich würde *Sie* nicht respektieren, wenn ich aufhören würde, Sie wie einen Menschen zu behandeln. Das haben die Polizisten gemacht, als sie über Ihre Einwände hinweggegangen sind. Mich hat das geärgert. Weil: Noch sind Sie da.« Ich werde das Gefühl nicht los, dass Esme mehr von sich selbst spricht als von mir.

»Hm«, antworte ich.

»Und nach Ihrer Beißkraft zu urteilen, werden Sie auch noch eine Weile hierbleiben.«

Esme trägt mir nichts nach. Gut so. Ich bin von ihr abhängig und ich will die eine Person nicht verärgern, die mein Leben oder das, was davon übrig ist, ein wenig erträglicher machen kann. Vielleicht kann ich Esme davon überzeugen, dass Cosima auch außerhalb der Besuchszeiten bei mir bleiben darf. Aber vorher muss ich etwas abklären:

»Esme, wenn die Polizisten recht haben und ich durch eine

nukleare Substanz vergiftet wurde, ist der Kontakt zu mir dann nicht gefährlich?«

»Nein. Polonium-210 sondert nicht Gammastrahlen ab, sondern Alphastrahlen. Die dringen nicht durch die Haut.«

»Meiner Tochter kann also nichts passieren, wenn sie mich besucht?«

»Nein, alles gut. Nur bei Ihren Körperflüssigkeiten müssen wir aufpassen. Ihr Blut darf beispielsweise nicht in eine offene Wunde gelangen oder verschluckt werden. Deswegen tragen wir als Vorsichtsmaßnahme Maske und Handschuhe.«

Macht Sinn. Schmidt und Tschugg trugen wie Esme eine Maske, jedoch keine Handschuhe, weil sie mich nicht berührten. Esme lässt spielerisch das Latex gegen ihr Handgelenk schnalzen, sieht dabei aber nicht so selbstsicher aus, wie sie tut. Ich versuche, etwas Leichtigkeit in unser Gespräch zu bringen.

»Wenigstens scheinen Sie eine wirklich nette Vorgesetzte zu haben, Esme.«

Wieder denke ich an meinen Chef. »Nett« ist kein Wort, das man mit John Harman in Verbindung bringt. Und anscheinend auch nicht mit Esmes Vorgesetzter.

»Andersen ist furchtbar.« Esme hilft mir, mich nach vorne zu beugen, und schüttelt meine Kissen auf. »Eine brillante Ärztin. Nur: Sie sieht auf den Rest des Teams herab. Aber das wissen die Polizisten ja nicht.«

Esme lässt mich zurück auf die Kissen gleiten und zwinkert mir zu. Ich lache sanft, während sie aus dem Zimmer geht. Ich sterbe und ich lache. Mir tut alles weh und ich schäkere mit einer Fremden. Das zeigt mir, dass Esme recht hat. Noch bin ich da. Und solange ich hier bin, werde ich jede Sekunde jeder Minute jeder Stunde jedes Tages, der mir bleibt, mit Cosima verbringen.

Esme muss sie inzwischen geholt haben. Sie sollten gleich hier eintreffen. Wenn ich nur nicht so müde wäre. Ich darf

nicht einschlafen. Was, wenn ich Cosima verpasse? Nein, Esme würde mich sicherlich wecken. Gähnen dehnt meinen Mund so sehr, dass es wehtut. Ich schlafe, wenn ich tot bin, klar. Und nur eine klitzekleine Weile schon jetzt ...

10:38

Schmerz! Die Maschinen, an die ich angeschlossen bin, müssen Esme alarmiert haben. Sie kommt ins Zimmer geflitzt und wechselt den Plastikbeutel über meinem Kopf aus. Er erinnert mich an das durchsichtige Schwimmtier, das Cosima am Gardasee so liebte, bevor sie es in der Sonne vergaß. Ein Kugelfisch, mit Atemluft und Glitter gefüllt. Wir nannten ihn Mr Plastic-Fantastic.

Das Medikament wirkt schnell. Sobald die Schmerzen abklingen, greife ich nach Esmes Hand.

»Cosima?«

»Sie ist gegangen.«

»Gegangen?« Der Schmerz jetzt ist schlimmer als der davor. Esmes Mittel können ihm nichts anhaben. Ich lasse ihre Hand los. »Sie sagten doch, Cosima wartet draußen.«

»Ihr Ehemann, sorry, Ex-Mann hat sie mitgenommen.«

»Was? Warum? Ich will meine Tochter sehen!«

Diesmal nimmt Esme meine Hand.

»Ich sollte nicht diejenige sein, die Ihnen das erzählt, aber ich habe gehört, was die Polizisten über Ihren Fall gesagt haben.«

Panik kriecht hoch.

»Die waren nicht gerade begeistert von Ihrer mangelnden Kooperationsbereitschaft und meinten, Ihre Rolle in dem Ganzen sei immer noch unklar.« Esme lässt mich los, um Mr Plastic-Fantastic anzuhalten, der fröhlich hin und her schaukelt. »Und jetzt wurden Sie als Hauptverdächtige eingestuft. Als solche dürfen Sie erst einmal keinen Besuch empfangen. Verdunklungsgefahr.«

»Das können die einfach so machen?« Ich sehe an Esme vorbei aus dem Fenster, weil ich die Tränen ohne menschliches Gegenüber besser zurückhalten kann. Die Berge sind hinter einer grauen Wand verschwunden.

»Die Harmans waren wer in Davos«, sagt Esme.

»Die Harmans waren überall wer.« Ich schaffe es, Esme dabei anzusehen.

»Schon. Aber hier waren sie besonders ... besonders.« Esmes Augen leuchten kurz auf.

Ich hätte nicht gedacht, dass sie sich für die Harmans interessiert. Liest sie nach einem langen Tag im Krankenhaus Johns Investment-Tipps in der Online-Ausgabe von *Forbes*? Hat ein Instagram-Post seiner Tochter Calliope Esme zum Nagellack inspiriert? Esme tippt an dem Computer rum, der mit mir verbunden ist; das Gerät fiept artig. Dann zieht sie ihr Handy aus der Tasche ihres weißen Kittels und das Piepsen setzt sich fort.

Wo ist eigentlich *mein* Handy? Quirin hatte mobile Geräte aller Art in der Küche verboten, selbst Cosimas Babysitter musste in Notfällen das Festnetz des Restaurants anrufen. Bei wichtigen Veranstaltungen habe ich mich immer an diese Regel gehalten und die an Silvester war die wichtigste Veranstaltung meines Lebens. Mein Handy liegt also noch auf der Kommode im Zimmer neben der Küche, auf lautlos gestellt. Oder Schmidt und Tschugg haben es mitgenommen und durchforsten es gerade nach Hinweisen auf meine kriminellen Aktivitäten.

Soll ich Esme bitten, mir ihr Handy zu leihen? Aber was nützt mir das ohne die Telefonnummer meines Ex. Ich verfluche die Pädagogik-Tipps, die mich davon abgehalten haben, Cosima ein eigenes Handy zu erlauben. In zwei Monaten, an ihrem dreizehnten Geburtstag, wollte ich ihr ein gebrauchtes iPhone schenken. Cosimas Nummer hätte ich auswendig gewusst.

Esme hat offenbar das Video gefunden, das sie mir zeigen will, und hält mir ihr Handy vor die Nase. Ein Reporter, der sein Mikrophon wie eine Fackel vor sich herträgt, steht vor dem Kongresszentrum Davos neben einer Frau im Kostüm.

In ein paar Wochen findet das Weltwirtschaftsforum statt. Die Vorbereitungen laufen bereits, sind im Grunde Routine. Aber dieses Jahr ist alles anders. Dieses Jahr macht die Aufklärung eines Kriminalfalls einen Teil der Vorbereitungen aus. Und nicht irgendeines Kriminalfalls: Der bekannte Unternehmer, Milliardär und Philanthrop John Harman sowie seine Frau Reeta und seine beiden Kinder wurden in ihrem Haus in Davos kaltblütig ermordet.

John Harman war wie jedes Jahr als Redner beim Weltwirtschaftsforum vorgesehen. Insider gingen davon aus, dass er dort eine aktivere Rolle einnehmen wollte, nachdem Klaus Schwab von seinen Ämtern zurückgetreten ist. Ich stehe hier vor dem Kongresszentrum Davos mit meiner Kollegin Carla Ganghofer, die für die Neue Zürcher Zeitung regelmäßig über Mordfälle berichtet. Frau Ganghofer, wie schätzen Sie die Situation ein?

Ganghofer dreht ihre Perlenkette zu einer Schnecke und lässt sie wieder los, bevor sie antwortet. Die Perlen knirschen ins Mikrofon und der Reporter runzelt die Stirn.

Die Aufklärung der Morde hat höchste Priorität. Bis zum Forum muss der Fall abgeschlossen sein, je früher, desto besser. Das kann durchaus gelingen. Wenn so viel auf dem Spiel steht, so viel Geld, zudem so wichtige Leute involviert sind ... da winkt die Staatsanwaltschaft Anträge schneller durch als sonst, da haben die Ermittler ganz andere Möglichkeiten.

Die beiden reden weiter über die Dringlichkeit der Ermittlungen. Dann spekulieren sie, wer John als Redner ersetzen könnte. Nach ein paar Minuten ist das Video zu Ende und Esme legt

ihr Handy beiseite. Ihre Hände verhaken sich ineinander. Die Handschuhe hat sie gewechselt, aber der Bluterguss von meinem Biss ist noch da. *Ganz andere Möglichkeiten*. Mir wird übel und ich glaube nicht, dass Esmes Schmerzmittel dafür verantwortlich sind.

»Außerdem ...«, beginnt sie.

»Was?«, frage ich matt.

»Na ja, Sie wären natürlich die perfekte Täterin, weil ...«

»... weil ich nicht mehr hier sein werde, um Berufung einzulegen, Beschwerde, was auch immer. Und weil ich mehr oder weniger mittellos bin und alleinstehend. Meine zwölfjährige Tochter wird die Polizeiarbeit nicht in Frage stellen und sonst ist da niemand, der sich für mich einsetzen könnte.«

»Es tut mir leid.«

Entschuldigt sich Esme dafür, wie es im Leben für jemanden wie mich nun einmal läuft, oder bedauert sie, dass ich keine Fürsprecher habe? Das neue Jahr hat mir meine Selbstbestimmung größtenteils genommen, aber trotzdem habe ich mich in den letzten Stunden nie hilflos gefühlt. Vielleicht weil es ein zweites Leben gibt, für das ich mich einsetzen kann, eines, das nicht zu Ende geht. Solange ich dachte, ich könne Cosima darauf vorbereiten, was in fünf Tagen sein wird, hatte ich eine Aufgabe. Jetzt nicht mehr. Schmidt und Tschugg nehmen mir das weg, sie nehmen es Cosima weg.

»Es tut mir unendlich leid«, sagt Esme noch einmal. Ich frage mich, ob auch sie denkt, dass ich vier Menschen töten wollte, ob ihre Empathie nur professioneller Habitus ist, so wie Pflichtverteidiger auch Schuldigen Rechtsbeistand geben. Sterbende haben Anspruch auf Mitgefühl, egal wie viele Menschen sie mit in den Tod nehmen. Esme drückt meine Hand so, dass es nicht wehtut, dann lässt sie mich allein.

Sobald sie weg ist, breche ich zusammen. Ich höre den Ton nicht, der aus mir rauskommt, ich spüre ihn. Jede Zelle ist da-

bei, alle schreien zusammen, alle machen mit, entleeren sich, bis nichts mehr übrig ist, null Energie, null Gefühl.

Als ich fertig bin, bin ich erschöpft und geborsten und ... mein Kopf ist frei. Es ist jetzt 10:54. Zeit, mich daran zu erinnern, dass ich eine Problemlöserin bin, schon immer war. Die Harmans kamen mit allem zu mir. Und ich fand einen Ausweg – wenn es einen gab. Die kommenden sind die letzten Tage eines Lebens, in dem Hindernisse dazu da waren, überwunden zu werden.

Mein Ziel: so viel Zeit wie möglich mit meiner Tochter verbringen, ihr die Dinge sagen, die ich selber hätte hören sollen, als ich jung war. Wie ich da hinkomme? Ich muss Schmidt und Tschugg etwas geben, etwas Simples und doch so Schwieriges. Einen Grund, mich als Verdächtige auszuschließen.